

Newsletter № 4

Alumni-Vereinigung des Peter Szondi-Instituts für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Freien Universität Berlin e. V.

Neues vom Verein

Die Alumni-Vereinigung 2

Mitgliederversammlung 2

Neues vom Institut

Zur Situation des Instituts für AVL 2

Kurzportrait Georg Witte 4

Veranstaltungen

Samuel Fischer-Gastprofessur für Literatur:
Amit Chaudhuri 5

Seide und Beton, ohne Partizip Präsens
Die erste Heiner Müller-Gastprofessur für
Literatur 6

Du darfst Dein Publikum nicht langweilen! Oder:
Der Zwang ist die Befreiung. Ein Gespräch mit
der französischen Lyrikerin Michèle Métail 7

»Angewandte Literaturwissenschaft« 15

Tagung zum Werk Peter Szondis 16

Dahlemer Diwan 16

Forschung

Graduiertenkolleg »Praxis und Theorie des
künstlerischen Schaffensprozesses« 17

H-Germanistik — die Mailingliste für
literaturwissenschaftlichen Wissenstransfer 18

Neuerscheinungen

*Hälfte des Lebens. Versuch über Hölderlins
Poetik* von Winfried Menninghaus 19

Musik für Flughäfen 20

Victor Segalen 20

Neues vom Verein

Die Alumni-Vereinigung

Der Verein ist im Juni 2005 vom Finanzamt für weitere drei Jahre als gemeinnützig anerkannt worden, sodass Spenden und Mitgliedsbeiträge auch weiterhin von der Steuer abgesetzt werden können.

Mit dem Umzug des AVL-Instituts hat auch der Verein eine neue Postadresse bekommen: Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin.

Mitgliederversammlung

Wir möchten Sie herzlich zu unserer Mitgliederversammlung einladen. Sie findet am 27. Januar 2006 um 19 Uhr in der Akademie der Künste am Pariser Platz 4 statt.

Im Anschluss an die Versammlung hält der Schriftsteller Michael Mahr um 20 Uhr einen Vortrag mit dem Titel »Thomas Mann und der Teufel«.

Danach laden wir zu einem Sektempfang bei Sarah Wiener in der Akademie.

Neues vom Institut

Zur Situation des Instituts für AVL

von Prof. Dr. Gert Mattenklott, Geschäftsführender Direktor des Peter Szondi-Instituts für AVL

Liebe Alumni,

mit dem Umzug in die neuen Räumlichkeiten hat unser Institut den Namen seines Gründers erhalten. Künftig trägt es also auch offiziell den Namen, der für viele von uns sowieso schon galt: Peter Szondi-Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft. Der Beschluss ist vom Institutsrat bis zum Präsidium der Universität einstimmig gefasst worden. Er unterstützt unseren Wunsch, die Identität der Berliner Komparatistik auch unter den neuen Verhältnissen festzuhalten. Einen kleinen Eindruck davon, in welcher Richtung wir sie zur Zeit weiterentwickeln, können Sie diesem Newsletter entnehmen.

Er ist u. a. im Rückblick auf unsere zwei Literatur-Gastprofessorinnen des vergangenen Semesters verfasst: Michèle Métaïl und Herta Müller. Es war kein Programm, für beide Professuren Frauen einzuladen, aber als es dann plötzlich zwei waren, war es eine zusätzliche Freude. Dass nicht nur an unserem Institut, sondern generell in den philologischen Fächern mehr Frauen als Männer studieren, weiß jeder; dass es bei den Lehrenden umgekehrt ist, auch. Unabhängig von der gesetzlichen Vorgabe, die von der Universitätsleitung unterstützt wird, auf Frauen auch bei der Besetzung von Professuren ein besonderes Augenmerk zu richten, bestand darüber — vom Kiebitzweg bis zum Hüttenweg — immer ein Einverständnis aller. So sind wir also auch besonders froh über den relativ hohen Anteil von

Frauen unter den Promovierenden und Wissenschaftlichen Mitarbeitern und erst recht, wenn wir Professorinnen im Kollegium begrüßen können.

Erlauben Sie mir dazu noch ein weiteres Wort aus gegebenem Anlass. Vielleicht zufällig, aber doch auffällig, häufen sich in diesen Semestern frohe Botschaften über Familiengründungen und die Erfüllung von Kinderwünschen quer durch alle akademischen Stände unseres Instituts vom Studenten bis zur Professorin. Familiensoziologen machen darauf aufmerksam, dass es für Akademikerinnen in Deutschland weit mehr als anderswo eine »rush hour« zwischen dem 20. und dem 35. Lebensjahr gibt. Wer es in dieser Zeit nicht schafft, sich beruflich angemessen zu etablieren, wird nehmen müssen, was übrig bleibt. Der Wunsch nach einem Kind werde deshalb häufig zugunsten des Berufs vertagt und schließlich aufgegeben. Es gehört also ziemlich viel Eigensinn und Courage dazu, sich von diesen Umständen nicht einschüchtern zu lassen. Ich spreche sicherlich in Ihrer aller Namen, wenn ich dem Nachwuchs im Umkreis des Peter Szondi-Instituts viel Glück wünsche und allen, die es angeht, Rücksichtnahme all derer verspreche, auf die es bei dieser Gelegenheit ankommen könnte. — Wenn Sie uns in der Habelschwerdter Allee besuchen kommen, werden Sie neben der Eingangstür zum Institut das Fragment eines Drahtglasfensters angebracht finden, das wir aus dem Hüttenweg mitgenommen haben. Studierende haben es in feministischem Überschwang bei der letzten Studentenrevolution in den 80er Jahren mit einem Graffito in roter Farbe beschriftet: »Petra Szondi«-(Institut).

Ebenfalls aus dem Hüttenweg mitgenommen und in den neuen Räumen angebracht haben wir einen antiquarischen Stadtplan von Paris. Peter Szondi hatte ihn dem Institut in seinen Gründungsjahren geschenkt. Zuerst hing er im Kiebitzweg: als Erinnerung an eine Wunschwelt und Verführung zu neuen Ufern. Eine Besonderheit dieser Karte bemerkt man erst, wenn man das reale Paris darin aufsuchen möchte. Der Plan ist nicht, wie gewöhnlich, genordet. Stattdessen wird er vom Verlauf der Seine bestimmt, kartographisch gesehen also surreal.

Mit diesem Brief setzen wir auch Berichte über Forschungsprojekte der AVL fort. Nicht nur an dieser Stelle wollen wir damit das Miteinander von Forschung und Lehre demonstrativ fortsetzen, das die Universitätspolitik bei ihren »Reformen« immer wirksamer zu entflechten droht. Solche Forschungsprojekte werden immer weniger von staatlicher Seite finanziert. So ist unser Institut neben der Theaterwissenschaft das erfolgreichste in den Geisteswissenschaften der FU beim Einwerben von Drittmitteln für Forschungsprojekte geworden. Ihre Geldgeber sind z. B. die Deutsche Forschungsgemeinschaft, Industriestiftungen, wie vw, Thyssen und Klöckner, Medienkonzerne wie Georg von Holtzbrinck und Stiftungen unter dem Auge der öffentlichen Hand wie die Preussische

Seehandlung. Entgegen einem alten Vorurteil macht keine dieser Einrichtungen die Förderung von inhaltlichen Weisungen abhängig. »Sympathiewerbung« heißt die Parole der Stiftungen, und wer würde das nicht sympathisch finden. Die Wissenschaftlichen Mitarbeiter, die uns von diesen Stiftungen finanziert werden, übernehmen an unserem Institut in der Regel auch Lehraufträge (was sie nicht müssen), so dass ihre Forschung auch den Studierenden zugute kommt.

»Paris« hatte Szondi als Devise für seine Studenten ausgegeben. »Nach Moskau«, der oblige Seufzer von Tschechovs »Drei Schwestern«, kommt als Kontrapunkt dazu, seit Georg Witte bei uns einen zusätzlichen slavistischen Schwerpunkt setzt. Schon nach der kurzen Zeit, in der er bei uns ist, gehört er wie selbstverständlich zum Institut. Seine Antrittsvorlesung wird demnächst in unserer Schriftenreihe erscheinen.

In unregelmäßiger Folge berichtet der Newsletter schließlich auch über andere Publikationen aus dem Institut, diesmal über Hölderlin-Studien von Winfried Menninghaus.

In diesem Semester werden wir übrigens turnusmäßig einen neuen Geschäftsführenden Direktor wählen. So verabschiedete ich mich in dieser Funktion von Ihnen mit diesem Newsletter — zunächst einmal, wie ich hoffe, bis zu einem Wiedersehen bei dem nächsten Treffen der Alumni.

Gert Mattenklott

Kurzportrait Georg Witte

*von Matthias Schwartz, Susanne Strätling,
Heike Winkel*

Zum Wintersemester 2004/05 wurde Georg Witte auf die Professur für Slavische Literaturen und Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an das Peter Szondi-Institut für AVL berufen. Die Berufung von Prof. Witte bedeutet einen Neuanfang der slavistischen Literatur- und Kulturwissenschaft an der Freien Universität — die seit Gründung des Instituts für AVL geplante Professur für slavische Philologie existierte vierzig Jahre lang nur auf dem Papier. Für Georg Witte ist es die zweite Berliner Professur und auch die zweite Neubegründung: Vor elf Jahren folgte er aus Bochum einem Ruf an die Humboldt-Universität und profilierte dort die slavistische Forschung und Lehre in radikaler theoretischer und gegenstandssystematischer Neuorientierung als eine der ersten in Deutschland. Schon hier führte er die Slavistik unter konsequent komparatistischer Ausrichtung aus einem nationalphilologischen Isolationismus heraus. Schwerpunkte seiner Forschung liegen im Bereich der schriftmedialen Bedingungen literarischer Kommunikation (hier arbeitet Georg Witte vor allem zu Texten der empfindsamen Epoche und zur inoffiziellen Literatur des Samizdat), der Artefakttheorie (hier konzentrieren sich seine Forschungen auf die Dingproblematik der

Moderne und die Ikonoklasmen der Avantgarde), und der Medientheorie (zwischen »totalitärer Epoche« und der postsowjetischen Epoche, vor allem dem Konzeptualismus). Dabei versteht sich Georg Witte nicht nur als distanzierter Analytiker, sondern auch als künstlerischer Agent. Seit 1984 gehört die Tätigkeit als literarischer Übersetzer und Herausgeber der Werke zahlreicher nonkonformistischer Autoren zu seinem Selbstverständnis als Philologe.

Veranstaltungen

Die Alumni-Vereinigung bietet zwei Reihen von Veranstaltungen an: Informationsabende *AVL im Beruf* mit früheren Studenten des Instituts sowie hochkarätig besetzte *Peter Szondi-Vorträge* zu Themen der AVL.

Am 4. November 2005 berichteten aus ihren beruflichen Erfahrungen: Ulrike Becker (Festivalleiterin und Übersetzerin), Christina Nord (Redakteurin, *die tageszeitung*), Nikolaus Stemmer (Webkonzepter) und Dr. Daniel Weidner (Literaturwissenschaftler, Zentrum für Literaturforschung, Berlin).

Aktuelle Veranstaltungshinweise werden auf den Internetseiten des AVL-Instituts bekannt gegeben: www.complit.fu-berlin.de. Und sie werden jeweils über den e-Mail-Verteiler der Alumni-Vereinigung verschickt.

Samuel Fischer-Gastprofessur für Literatur: Amit Chaudhuri

Die Samuel Fischer-Gastprofessur für Literatur ist ein Gemeinschaftsprojekt der Freien Universität Berlin, des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD), des S. Fischer Verlags und des Veranstaltungsforums der Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck.

Samuel Fischer-Gastprofessor am Peter Szondi-Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft ist in diesem Wintersemester 2005/06 der indische Autor Amit Chaudhuri.

1962 in Calcutta geboren, studierte er Englische Literatur am University College in London. Als Stipendiat am Balliol College in Oxford promovierte er Anfang der neunziger Jahre über »D. H. Lawrence and »Difference«: Postcoloniality and the Poetry of the Present«. Seitdem arbeitet Chaudhuri als Hochschuldozent in Oxford und Cambridge und veröffentlicht Novellen und Kurzgeschichten sowie zahlreiche Essays und Artikel in internationalen Zeitungen und Zeitschriften. Für seine Werke erhielt Chaudhuri zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem den »Common Wealth Writers Prize« für sein Erstlingswerk *A Strange and Sublime Address*, den »Los Angeles Times Book Award for Fiction« für seinen Roman *Freedom Song* und den »Sahitya Akademi Award«, Indiens höchsten

Literaturpreis. Neben seiner akademischen und schriftstellerischen Arbeit widmet sich Amit Chaudhuri vor allem der traditionellen, nord-indischen Musik. Als Sänger trat er bereits auf vielen internationalen Bühnen auf, u. a. auf dem Welt-Sozial-Forum in Bombay. In seinem neuesten Projekt THIS IS NOT FUSION versucht er die traditionellen Linien europäischer und indischer Musik so aufeinander zu beziehen, dass daraus eine musikalische Sprache entsteht, die sich als Vermittlung und Einstiegspunkt für die Entdeckung der jeweils anderen Kultur versteht.

Amit Chaudhuri bietet einen Pro-/Hauptseminarkurs mit dem Titel »Is There a Modern Indian Literature?« an, der sich mit dem paradigmatischen Begriff der Moderne in der indischen Literatur seit dem 19. Jahrhundert befasst. Als vorbereitende Lektüre ist vor allem das den Kurs begleitende Buch *Vintage Book of Modern Indian Literature*, sowie das Buch *Meghnadabada Kabya* von Michael Madhusudan Dutt zu empfehlen.

Studierende können sowohl Pro- als auch Hauptseminarscheine erwerben. Die Lehrveranstaltung wird in Englisch gehalten und steht allen Interessierten offen. Sie findet mittwochs im Peter Szondi-Institut (JK 28/130, 18-20 Uhr) statt.

Seide und Beton, ohne Partizip Präsens Die erste Heiner Müller-Gastprofessur für Literatur

von Hilmar Heister und Kai Linde

Am Peter Szondi-Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft fand im Sommersemester 2005 zum ersten Mal die Heiner-Müller-Gastprofessur für Literatur statt. Die Gastprofessur ist verbunden mit der Vergabe des hochdotierten Berliner Literaturpreises durch die Stiftung Preussische Seehandlung. Herta Müller, die diesjährige Preisträgerin des Berliner Literaturpreises, lud zu einem Autorenkolleg ein. Ein Erlebnisbericht.

In dem großen Seminarraum des Instituts am Hüttenweg 9 ist Anspannung zu spüren. Es ist Montag Abend, 18 Uhr. 25 junge Studenten, mit der leisen Hoffnung, sie könnten einmal Schriftsteller werden, sitzen erwartungsvoll auf ihren Stühlen.

Das ist es. Das Schreibseminar. Als ob man so etwas unterrichten könnte, meint Frau Müller in ihren Einleitungsworten. Herta Müller steht zunächst etwas schüchtern vor den Studenten. Sehr offen sei sie gegenüber dem Seminarverlauf. Sie überlasse es uns, das Seminar zu gestalten. Wie soll das Seminar laufen? Sachen vorlesen und diskutieren. Darauf kann man sich einigen. Also vier Autoren pro vierstündiger Sitzung. Ein Kraftakt. Aber was für Texte? Also, wir wollen uns ja nicht einschränken, das darf nicht sein. Also irgendwas? Ja, sagt Herta Müller, irgendwas.

In den kommenden Wochen nimmt dieses »Irgendwas« ganz unterschiedliche Formen

an: Gedichte, Kurzgeschichten, Theaterstücke, Auszüge aus ganzen Romanzyklen. Die Themen reichen von einem Mann, der in einem Schrank gefangen ist, Schneeblindheit, dem Orgasmus auf dem Balkan, von Frau Kuschelweich und Herrn Aprilfrisch, Rapunzel, Hölderlin und Hüftop, Beziehung im gleichseitigen Dreieck, Boris Becker, Lehrlinge, Kindchenschemata, Familienprobleme, Holocaust und einem magischen Fahrradunfall.

Der Umgang mit dieser kreativen Vielfalt ist nicht immer leicht. Frau Müller versucht es ohne klare Vorgaben, sondern mit spöttischen Blicken, harscher Kritik, ausgedehnten Schweigeminuten — und immer wieder mit den wichtigsten Grundfragen der Erzählweise, des Stils und der Figurenkonstellation. Es gäbe keine richtige Literatur, nur eben solche und solche, aber diese bitte ohne Partizip Präsens.

Herta Müller arbeitet in dem Kurs direkt am Text, konzentriert sich oft auf einzelne Sätze und Bilder — manchmal zum Vorteil, manchmal zum Nachteil des Diskussionsverlaufs. Sie spricht leise, aber direkt und bestimmt. Bei den ersten Treffen ist ihr Ton aufgrund ihres emotionalen Zugangs zu den Texten noch harsch: »Das ödet mich an. Das können sie so nicht schreiben. Das ist keine Literatur.« Herta Müller verlangt von den Autoren vor allem sprachliche Intensität und Klarheit, es muss einen Nachhall geben. In den späteren Sitzungen findet sie zu einem weicheren Ton, verteilt auch Komplimente für gelungene Formulierungen. Die Atmosphäre wird entspannter, man setzt sich bei schönem Wetter auch mal in den Garten des Instituts.

Nach sieben Sitzungen merkt man, wie die gesamte Gruppe sich aufeinander eingestimmt hat. Man ist sich näher gekommen. Und hat sogar »irgendwas« aus dem Kurs mitgenommen. Zumindest weiter die Hoffnung, Schriftsteller zu werden und den Willen, sich weiter zu treffen um Texte zu diskutieren. Wenn auch ohne Herta Müller.

Du darfst Dein Publikum nicht langweilen!

Oder: Der Zwang ist die Befreiung

*Ein Gespräch mit der französischen Lyrikerin
Michèle Métail*

Michèle Métail, französische Lyrikerin, Künstlerin und Kuratorin, war im Sommersemester 2005 Samuel Fischer-Gastprofessorin an der FU Berlin. Métail wurde 1950 geboren, trat 1975 der Gruppe OuLiPo bei, promovierte in Sinologie und gründete mit dem Komponisten Louis Roquin den Verein »Les arts contigus«. Sie verbrachte das Jahr 2000 mit einem DAAD-Stipendium in Berlin. Ihre Gastprofessur trat Métail mit einer Lesung ihres »Unendlichen Gedichts« in der Schaubühne an: in 2888 Versen vollzog sie lesend den Lauf der Donau nach. In ihrem Büro im Schnellbau der sprach sie mit drei Studentinnen, die zwischen all den Büchern — eigenen wie denen ihrer Vorbilder — kaum Platz fanden.

Studierende: Frau Métail, Sie sind nun seit zwei Wochen wieder in Berlin, kennen die Stadt aber von vorherigen Aufenthalten. Warum kehren Sie immer wieder hierher zurück?

MICHÈLE MÉTAIL: Ich war 1990 zum ersten Mal in Berlin, mit der OuLiPo lasen wir an drei Tagen im Literaturhaus. Berlin hat mir sofort gut gefallen, und ich bin regelmäßig wiedergekommen. Ich fand es spannend, der Entwicklung beizuwohnen. Ich habe zum Beispiel am Potsdamer Platz über Jahre die Entstehung der Neubauten beobachtet. In Berlin gibt es eine Anwesenheit der Geschichte, etwas, das wir in Paris gar nicht haben. Paris ist selbstverständlich sehr schön, es ist auch eine Kulturstadt — aber der Vergangenheit. Paris ist ein Museum. Berlin ist für mich die einzige zeitgenössische Stadt, die ich kenne. Es gibt hier eine Freiheit, irgend etwas, das mir sehr gefällt. Ich habe ja auch viel über Berlin geschrieben.

Zum Beispiel »Gehen und Schreiben. Gedächtnis-Inventar« (»Toponyme. Berlin«), das während Ihres DAAD-Aufenthaltes entstand. Sie beschreiben dort auch Orte, die »abseits vom Weg« liegen. Haben Sie diese Orte gesucht, um die unbekanntesten Seiten von Berlin zu zeigen, oder sind es Orte, die für Sie persönlich ganz besonders wichtig sind?

Das war immer Zufall. Ich bin viel spazieren gegangen, ich wusste anfangs gar nicht, ob ich über Berlin schreiben werde. Ich fühlte mich sehr frei in der Stadt, aber das bin ich immer, wenn ich reise. Ich habe dann den Eindruck, als wäre ich eine Tüte, bei der man das Innere nach Außen gekehrt hat. (*Lacht.*) Die Wahrnehmung ist für mich sehr wichtig, und ich habe immer einen Fotoapparat dabei, um die Eindrücke festzuhalten.

Ich habe damals diese Widerspiegelungen in den neuen Fassaden gesehen. Es war interessant, die Stadt so zu entdecken: sie war nie im Ganzen vorhanden, immer nur ein Stückchen von ihr ... Diese Fotos sind ein Element in *Gehen und Schreiben*. Ich habe also zu fotografieren begonnen, ohne zu wissen, was ich schreiben werde. Zuerst habe ich versucht, Gedichte darüber zu verfassen, auch Prosa, aber ich war nicht zufrieden. Irgendwann dachte ich: ich mache ein Gedicht im Fotoformat. Also immer 10 Zeilen zu je 15 Buchstaben, das passt zum Format des Fotos.

In »Gehen und Schreiben« ist auch das Stück »Rue GALVANI Straße« veröffentlicht, in dem Sie zum einen Ihre Kindheit in der rue Galvani in Paris schildern und zum anderen die Galvanistraße in Berlin beschreiben, die Sie während Ihres DAAD-Aufenthaltes entdeckten.

Ja, das war ebenfalls ein Zufall. Ich habe nur das Straßenschild gesehen — und die ersten siebzehn Jahre meines Lebens sind wieder aufgetaucht, nur weil ich den Namen gelesen habe. Es ist immer Zufall! Es gibt strenge Regeln, aber ... Ich kann es nicht erklären, es kommt von selbst. Es fängt immer mit einer Kleinigkeit an, und dann geht es weiter, und es bildet sich so etwas wie eine Archi-

tektur. Ich hatte also auf der einen Seite die Erinnerungen an die Pariser rue Galvani und auf der anderen Seite die Erfahrungen hier in Berlin ... Ich wusste noch nicht, wie ich das zusammenfügen sollte. Zur gleichen Zeit habe ich mir einen Computer gekauft, und als ich — zum ersten Mal in meinem Leben — auf einen Link geklickt habe, dachte ich sofort: das ist die Lösung! Im Buch gibt es im Text über Berlin fett gedruckte Wörter, die auf eine entsprechende Erinnerung im Paris-Teil verweisen. Wenn ich eine Lesung mache, lese ich etwa den Text über die Hausnummer 17 in der Berliner Straße, und dann wird meine Stimme von CD eingespielt, und man hört den entsprechenden Text über die Pariser rue Galvani.

Dann ist auch dieser Text für den Vortrag gemacht?

Ja, das ist immer so bei mir. Ich war oft im Theater, als ich sehr jung war. Ich glaube, es war für mich selbstverständlich, dass ein Wort vor allem im Raum existiert. Und als ich mit elf Jahren meinen ersten Vortrag in der Schule halten musste, hat mein Vater mich zuvor auf ein Tonbandgerät sprechen lassen — das war ziemlich neu in den 60er Jahren — und wir haben es danach angehört und daran gearbeitet. Er hat zu mir gesagt: Du darfst Dein Publikum nicht langweilen! Und auch mein erster öffentlicher Auftritt im Rundfunk war Zufall. Ich unterrichtete einen Jungen, dessen Vater Rundfunksendungen machte. Ihm habe ich einen Text von mir gezeigt, und er sagte: Gut, nächste Woche senden wir das! (*Lacht.*)

Welche Rolle übernimmt das Publikum bei einer Begegnung?

Eine Lesung ändert den Text, er wird mit dem Publikum überprüft. Ich finde es schön, vorzulesen, weil man wirklich Kontakt zum Publikum hat. Es ist auch schön, wenn man Bücher in einer Buchhandlung verkauft. Nach einer Lesung kann man sich mit den Leuten unterhalten. Bei Büchern weiß man nie, wer sie gelesen hat. Ich liebe den Kontakt mit Leuten. Das hängt mit meiner Persönlichkeit zusammen. (*Lacht.*) Es hängt alles zusammen: Klang, Kontakt. Das finde ich sehr wichtig. Schauspieler sagen ja auch, dass man da etwas fühlt: man hört die eigene Stimme von innen.

Ihre Lyrik hat ja generell viel mit der Musik zu tun, sie sprechen oft von Klang, Partitur und davon, dass man an dem Klangereignis Ihrer Lyrik teilhaben kann, auch wenn man kein Französisch spricht. Sie haben lange Zeit gar nicht veröffentlicht, sondern Ihre Werke nur vorgetragen. Irgendwann sind Sie dann aber auf die Schrift zurückgekommen und haben begonnen, ihre Gedichte auch in Büchern zu publizieren. Wie ist es dazu gekommen?

Es gibt Kunst, die klingt. Und eine andere, die ist eher visuell. Das ist kein Widerspruch für mich. Manchmal arbeite ich in die eine Richtung, manchmal in die andere. In Lesungen spiele ich oft auch mit dem Visuellen, indem ich Dias zeige. In *Cent pour cent*, das ich mit Louis Roquin

veröffentlicht habe, steht der Text neben der musikalischen Notation und dem Bild. Es gibt für mich also Visualität mit Klang. — Warum habe ich dann doch publiziert? (*Schweigt.*) Ja, ich weiß nicht, vielleicht war ich reif dafür. Einige Stücke in *64 Gedichte von Himmel und Erde*, meiner ersten Veröffentlichung, sind eher meditativ. Der Leser kann sie in der Stille besser entdecken. Das ist eine Art Kunstbuch mit Fotos und Gedichten, das zum Ansehen gedacht ist, daraus habe ich wenig gelesen. Aber ich habe da kein Prinzip! Es kommt, wie es kommt. Und woher das kommt, na ja, das weiß ich nicht. Oder vielleicht ... Einmal war ich in Clermont-Ferrand, und ein junger Mann, der mir zuhörte, wollte unbedingt ein Buch kaufen. Aber in der Buchhandlung kannte niemand meinen Namen. Er erzählte mir später, er hätte das Buch auch gekauft, wenn es sehr teuer gewesen wäre. Ich war gerührt und habe mir gesagt: Ich bin so doof! (*Lacht.*) Ich mag Bücher doch selbst so gerne, ich habe so viele Bücher zu Hause. Ich empfand es in dem Moment als Unrecht, dem Publikum meine Werke vorzuenthalten. Und dann habe ich mir gesagt: Warum nicht!? Versuchen wir zu publizieren. (*Lacht.*)

Wann sind Ihre Stücke zum ersten Mal in schriftlicher Form publiziert worden?

Vielleicht 1998. Aber bereits zuvor habe ich verschiedene Bändchen in der Bibliothèque ouli-pienne veröffentlicht, und auch in Zeitschriften sind Gedichte von mir erschienen. Es gibt auch Gedichte, die eigentlich nur für den Vortrag konzipiert sind, wie das »Unendliche Gedicht« / »Complément de noms«, das ich in der Schaubühne vorgetragen habe. Trotzdem will jetzt ein Verlag in Wien die 2888 Donauverse herausbringen. Das Buch wird voraussichtlich im Herbst erscheinen.

Wie stellt sich Ihnen der Zusammenhang zwischen Sprache, Schrift und Schreiben dar?

Mich interessiert die alltägliche Sprache. In Städten ist man umgeben von Schrift, von Werbezeichen, von Schlagzeilen und Aufschriften. Es wird deshalb für mich immer schwieriger, in der Stadt zu leben. Ich wohne in einem Dorf in Südfrankreich und finde das hier sehr ermüdend. Vielleicht, weil ich alles lese. (*Lacht.*) Wenn man Lyrik schreibt, gebraucht man dieselbe Sprache, die alle benutzen, die in der Werbung verwendet wird. Zugleich versucht man, eine eigene Sprache zu schaffen, die anders ist als die Alltagssprache. In Frankreich hörte ich irgendwann bei einer Lesung das Wort »ostensible« [ostentativ, offensichtlich], das ich nicht kannte. Plötzlich aber habe ich das Wort hundert Mal am Tag gehört, weil es im Streit über verschleierte islamische Frauen auftauchte. Es gibt jetzt ein Gesetz in Frankreich, ein Verbot, »signes ostensibles« zu tragen, das heißt: ein Kreuz oder andere religiöse Symbole. Wenn man das Wort »ostensible« so oft in diesem Zusammenhang gehört hat, kann

man es dann noch verwenden? Es ist für uns Schreibende gleichsam verboten, weil es so viele Konnotationen wachruft. Wenn ein Wort in der Werbung oder Politik zu oft gebraucht wurde, wagt man nicht mehr, es aufzuschreiben.

Es gibt also eine Abnutzung von Wörtern. Sie verbrauchen sich in der Kommunikation und werden durch den Kontext, in dem sie verwendet werden, kontaminiert. Das ist ja besonders in Deutschland ein dringliches Problem, weil die Nazis viele Wörter unbrauchbar gemacht haben.

Ja, gewiß. Ich habe gesehen, dass zum Beispiel das Wort Krematorium noch verwendet wird. Das ist kein Wort! Das sollte ein Monument bleiben, man sollte ein anderes Wort dafür finden. Ich war wirklich schockiert, als ich — in Charlottenburg oder Wilmersdorf — ein großes Schild mit diesem Wort gesehen habe. Und dann fiel mir ein, natürlich, es gibt auch Krematorien in Frankreich. Aber ich weiß nicht ... Berlin war 30 Kilometer vom ersten Lager entfernt, das ist etwas anderes. Die Berliner bemerken das natürlich nicht, das hätte ich wahrscheinlich in Frankreich auch nicht bemerkt. Aber wenn man im Ausland ist, ist das präsenter. Das war wirklich ein Schock für mich — unglaublich! Wie leichtsinnig man mit den Wörtern umgehen kann — zum Glück. (*Lacht.*) Sonst könnte man gar nichts mehr sagen.

Das klingt, als gäbe es eine Art »Gefangensein von Wörtern«. Wie können Sie sie befreien, um eine »neue Sprache« zu finden?

Ich glaube, es passiert durch die Form eines Textes. Wenn ich eine Form gebe und entscheide, ich schreibe über Berlin in zehn Zeilen zu je fünfzehn Buchstaben, dann weiß ich, ich werde eine andere Syntax bekommen. Und wenn ich über China in fünf Silben schreibe, weiß ich, dass ich durch diesen Zwang eine andere Sprache erreiche als die alltägliche. Ich glaube, das ist für mich die Befreiung. Komischerweise: Der Zwang ist die Befreiung.

Verbindet Sie diese Hinwendung zum Formzwang mit der OuLiPo? Wie kam es denn überhaupt zur Zusammenarbeit mit den OuLiPoten?

Im Jahr 1972/73 habe ich in Wien gelebt und dort die »Wiener Gruppe« entdeckt. Als ich nach Frankreich zurückkam, arbeitete ich für den Rundfunk. Ich wollte eine Literatursendung über deutschsprachige Lyrik machen und von Kurt Schwitters sprechen, der zu dieser Zeit in Frankreich noch unbekannt war. Aber ich konnte den Text der »Ursonate« nirgends finden. Ein Freund von mir, Georges Charbonnier, riet mir, François Le-Lionnais anzurufen, der Mitglied der OuLiPo war. Le-Lionnais besaß Schwitters Text und fragte mich, was ich so mache. Ich erzählte es ihm und zeigte ihm ein paar Beispiele, die er ohne mein Wissen an Raymond Queneau weiterleitete. Der schrieb mir einen Brief und lud mich ein. Ich war zweimal Ehrengast bei der OuLiPo, was eine Ausnahme ist, denn normalerweise ist man

nur einmal Ehrengast. (*Lacht.*) Und dann wurde ich Mitglied. Ich kannte Georges Perec schon von der Musik, wir hatten gemeinsame Freunde, die Komponisten waren. Er hat meinen Namen vorgeschlagen, und ich wurde gewählt. Ich war gerade 25 und wusste gar nicht, was das bedeutet, aber ich war natürlich sehr froh, Raymond Queneau oder Italo Calvino kennenzulernen.

Hat sich durch die Zugehörigkeit zur OuLiPo Ihr Schreiben verändert?

Da hat sich eigentlich nichts geändert. Ich hatte schon mit dem Schreiben angefangen. Und Queneau hielt das, was ich zuvor geschrieben hatte, bereits für OuLiPo. Aber es war sehr schön, mit Leuten zu sprechen, die wirklich verstehen, was man meint. Und wenn man etwas schrieb, dann kam irgend jemand und sagte: »Aber in der Vergangenheit hat x oder y das oder etwas Ähnliches schon gemacht.« Sie waren alle so gebildet, und jeder war ein Spezialist in seinem Gebiet, das war natürlich eine wunderschöne Erfahrung. Das war das Wichtigste: die Literatur kennenzulernen. Das war für mich wichtiger als die Einflüsse auf mein Schaffen. Ich habe immer so gedacht und geschrieben, wie ich es tue. Die OuLiPo hat das nur bestätigt.

Warum haben Sie sich 1998 von der OuLiPo getrennt?

Ich habe mich von der OuLiPo getrennt, weil sie mir zu dogmatisch war. Queneau trennte Form und Inhalt, und damit bin ich nicht einverstanden. Für mich gehört das zusammen: Ich möchte etwas ausdrücken. Das geht nur durch die Form. Sie entsteht aber im Moment und ist nichts Dauerhaftes. Besteht die Form ohne ihren Inhalt, ist sie leer. Bei der OuLiPo gibt es Regeln, und man kann nach diesen Regeln schreiben. Aber das ist letztlich das Gleiche wie mit Kochbüchern: Man kann Bücher der besten Köche kaufen, aber das ist noch lange nicht die Garantie dafür, dass man gut kocht. Genau so ist es mit der Lyrik. Das langweilt mich. Form und Inhalt, Lyrik und Leben, das ist ein Ganzes, das nicht trennbar ist.

Wie erklären Sie sich denn die Langlebigkeit der OuLiPo?

Das liegt wohl gerade an ihrem Dogmatismus. Denken Sie nur an die Académie Française: auch sie ist langlebig, weil sie dogmatisch ist.

Gibt es neben der OuLiPo andere literarische Gruppierungen, die für Sie von Bedeutung waren?

Neben der OuLiPo hatte ich immer mit den französischen Lautdichtern zu tun. Die Lautdichter, die *poètes sonores*, bilden keine richtige Gruppe, aber wir lesen immer alle bei denselben Festivals, wir kennen uns seit dreißig Jahren. Die OuLiPo wurde 1961 gegründet, die Lautdichter haben schon viel früher mit ihrer Arbeit begonnen. Ich nenne sie »multimediale Dichter«. Sie bewegen sich an der Grenze von verschiedenen Künsten.

Die ersten Versuche mit Klang und Polyphonie machte wahrscheinlich François Dufrêne. Bernard Heidsieck entdeckte in den 60er Jahren das Tonbandgerät für die Literatur. Ein weiterer Lautdichter ist Henri Chopin. In Deutschland macht Gerhard Rühm ähnliche Sachen. Es ist genau das, was Louis Roquin und ich jetzt mit unserem Verein »Les arts contigus« unternehmen. »Les arts contigus« ist ein Verein, der größere Veranstaltungen organisiert. Es gibt immer mindestens ein Konzert, eine Lesung und eine Ausstellung.

Die Dichter, die sie nannten — Dufrêne, Heidsieck, Chopin — sind hier überhaupt nicht bekannt ...

Ja, das meiste, was ich für das Seminar in der AVL mitgebracht habe, werden Sie wahrscheinlich nicht kennen. Auch in Frankreich ist das an der Uni nicht bekannt, weil die Lehre dort zu akademisch ist. Diese Art von Literatur aber ist avantgardistisch, sie bleibt unterirdisch — und eben auch sehr lebendig. Es passiert etwas. Es gibt da zum Beispiel ein Festival, »Polyphonix«, von Jean-Jacques Lebel und Jacqueline Cahen gegründet, das ein Forum für die Lautdichtung ist. Das Festival ist ein »Nomade«, es hat keinen bestimmten Ort, es kann zum Beispiel in Italien stattfinden oder irgendwo in Frankreich.

Was müsste denn geschehen, damit die zeitgenössische Avantgarde-Literatur bekannter wird?

Es dauert wohl noch eine Weile, auch wenn Bernard Heidsieck jetzt, mit etwa 76 Jahren, langsam ein wenig bekannter wird. Aber wir haben nie einen Artikel in einer Zeitung, das ist unglaublich. Das liegt daran, dass alle, die Macht haben, nichts davon hören wollen. Es ist natürlich etwas außerhalb der Norm, was wir machen. Ich habe vor kurzem eingesehen, dass wir als Lyriker existieren können, aber unbedingt jemanden brauchen, der mitteilt, was wir machen.

Welche Funktion hat die Wissenschaft in dieser Hinsicht?

Auch die Wissenschaft kann eine Mittlerfunktion haben. Wir brauchen Leute an der Universität, die von unseren Arbeiten reden, damit die Leute verstehen, was wir machen und woher das kommt. Deshalb fange ich in meinem Seminar hier mit Mallarmé an, denn das ist wirklich der Anfangspunkt, das ist unsere Verbindung zur Tradition. Für mich gibt es da keine Unterbrechung. Ich fühle mich sehr stark der Tradition verhaftet, und viele bei der OuLiPo ebenso.

Es gibt also einen Legitimationszwang auch für avantgardistische Lyrik?

Ja, das ist merkwürdig, Dichter müssen sich immer legitimieren. Es stellt sich immer die große Frage, warum man heute noch Lyrik schreibt. Ich mag das Wort Poesie, aber die Leute denken, wir brauchen ein anderes Wort, und sie sprechen von »les arts vivants«, den lebenden Künsten. Die Poesie wird als altmodisch angesehen, aber wenn

man heutige Dichter hört, ist das ganz und gar nicht altmodisch. Die Leute denken, es sei die Zeit für Romane oder Novellen und Theaterstücke. Sie denken, dass es mit der Lyrik vorbei ist, kennen aber nur die Lyrik bis Mallarmé — gerade nach Mallarmé jedoch hat sich die Lyrik so rasant entwickelt!

Also geht es auch hier wieder um ein Vermittlungsproblem.

Ja, die Leute sind ein bisschen verloren, sie verstehen nicht, wie man von Mallarmé zum Futurismus oder Dadaismus kommt. Aber es gibt Verbindungen, etwa in der Idee von der Befreiung des Wortes, wenn Marinetti sagt: »après le vers libre, les mots en liberté.« Es existiert eine Logik in dieser Entwicklung, aber auch die Lehrer vermitteln nur die Traditionen, sie gehen nicht weiter. Man bemerkt in Frankreich dieses Vermittlungsdefizit, man sucht überall Dichter oder Schriftsteller, die die Brücke von der Tradition zum Zeitgenössischen schlagen können. Auch ich wurde mehrmals gefragt, aber es ist schon eine große Aufgabe, und ich könnte nicht mehr schreiben, wenn ich nur das mache. Hier in Berlin finde ich die Lage besser, es wird viel von Lyrik gesprochen. Es gibt Lesungen und besonders die LiteraturWERKstatt tut sehr viel für die Lyrik. Spezialisten wie bei der Autorenbuchhandlung oder der Buchhandlung Kohlhaas & Company im Literaturhaus kennen sich mit Poesie aus und können ihren Kunden etwas empfehlen.

Haben Sie ein Beispiel für eine gelungene Vermittlertätigkeit hinsichtlich Ihrer eigenen Gedichte?

Eine Studentin hat zum Beispiel eine schöne Arbeit über mein Berlin-Buch geschrieben. Ich war ganz erstaunt, als ich diese Arbeit gelesen habe. Ich habe etwas über mein eigenes Schreiben gelernt. Die Studentin, die diese Arbeit über mich verfasst hat, spricht von einer »poétique de la binarité«, womit ich ganz einverstanden bin. Es gibt dieses Binäre bei mir, die zwei Pole, die aber nicht gegensätzlich sind, sondern einander bedingen. Das entspricht genau der chinesischen Philosophie. Ich habe in China eine Weltanschauung gefunden, die meiner eigenen entspricht.

Sie haben selbst viel aus dem Chinesischem übersetzt, und auch ihre Werke sind übersetzt worden. Inwieweit findet ein Dialog zwischen Ihnen und den Schriftstellern bzw. Ihren Übersetzern statt?

In Bezug auf China habe ich mehr Erfahrungen mit Lyrik der Vergangenheit. Die deutsche Lyrik hingegen, die ich übersetzt habe, war immer zeitgenössisch. Ich finde das Übersetzen sehr interessant, weil ich es als ein neues Schaffen erfahre. Ich habe zum Beispiel Thomas Kling übersetzt, und ich hatte das Gefühl, ein Gedicht geschrieben zu haben, das ich sonst nie geschrieben hätte. Wirklich, ich hätte nie Gedichte geschrieben, wie er sie schreibt, das ist überhaupt nicht mein Stil. Wenn ich übersetze, stehe ich ganz zur Verfügung und

versuche, in den Kopf des anderen hineinzugehen. (*Lacht.*) Ich glaube, man versteht mehr, wenn man übersetzt, statt nur zu lesen. Ich habe zum Beispiel vor einiger Zeit Lyrik von Ulrike Draesner übersetzt. Sie hat mit der deutschen Tradition der Akzentuierung gearbeitet, etwas, das wir im Französischen gar nicht haben, bei uns sind die Wörter immer auf der letzten Silbe betont. Es war unmöglich, ihr Gedicht im Französischen wiederzugeben. Ganz verrückt, man hatte den Sinn, aber nicht die Musik. Das ist eine Herausforderung. Und jedes Mal ist es wie eine Lektion für mich, die mir ein Lehrer geben könnte.

Frau Méteil, vielen Dank, dass Sie sich Zeit für uns genommen haben.

Das Gespräch führten Vanessa Brandes, Heike Kochendorfer und Elena Philipp.

»Angewandte Literaturwissenschaft«

von Dr. Dorothee Risse (drisse@zedat.fu-berlin.de)

Der Masterstudiengang Angewandte Literaturwissenschaft geht in sein fünftes Semester und hat seine ersten Absolventen hervorgebracht. Die Nachfrage im In- und Ausland ist deutlich gestiegen und unter den neu Zugelassenen befinden sich u. a. Studierende aus Österreich, Ungarn, Frankreich, Italien, Portugal und Griechenland.

Im vergangenen Sommersemester haben die Studierenden in projektbezogenen Seminaren u. a. zweimal das Nachtcafé an der Schaubühne maßgeblich mitgestaltet und ein Konzept zum Aufbau eines Freundes- und Förderkreises für die Literaturwerkstatt erarbeitet. Außerdem ist seit kurzem das neue Internetmagazin *anglista.de* online, das aus dem Seminar zur Literaturkritik von Dr. Ralf Hertel im Wintersemester 2004/05 hervorgegangen ist. Es veröffentlicht aktuelle Rezensionen zu Neuerscheinungen aus dem gesamten englischsprachigen Raum und bietet Studierenden der Angewandten Literaturwissenschaft, der AVL und anderen Interessenten die Möglichkeit der freien Mitarbeit.

Für das Wintersemester konnten u. a. folgende Dozenten aus der Berufspraxis für die Lehre gewonnen werden: Yvonne Büdenhölzer, Leiterin des Stückemarktes innerhalb des Berliner Theatertreffens, Prof. Dr. Gundolf Freyermuth, Professor an der Internationalen Filmschule Köln und Alumnus des Peter Szondi-Instituts für AVL, Jens Marquardt, Geschäftsführer der Aufbau Verlagsgruppe, Dr. Dorothee Nolte, Buchautorin und Redakteurin im Ressort Wissen des *Tagesspiegels*, und Dr. Dieter Stolz, Programmleiter für den Bereich »Neue deutschsprachige Literatur« beim Literarischen Colloquium Berlin.

Das Lehrprogramm sowie weitere Informationen über die Angewandte Literaturwissenschaft finden sich auf der Homepage des Studiengangs unter der Adresse www.fuberlin.de/agwlit/

Tagung zum Werk Peter Szondis

Am 24. und 25. Juni 2005 fand im Literaturhaus Berlin eine Tagung mit dem Titel »Literatur und ihre Theorien — Zum Werk Peter Szondis« statt. Die Tagung war eine Gemeinschaftsveranstaltung des Peter Szondi-Instituts für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der FU Berlin, Gert Mattenklott, und des Deutschen Literaturarchivs Marbach, Christoph König. Die Beiträge wurden von Nachwuchswissenschaftlern (vom Institut für AVL u. a. Oliver Lubrich und Robert Stockhammer) vorgestellt, während prominente Fachvertreter wie u. a. Bernhard Böschenstein, Jean Bollack, Renate Schlesier, Eberhard Lämmert oder Iwan Nagel als Kommentatoren fungierten. Die Ausstellung »Engführungen — Peter Szondi und die Literatur« ergänzte die Konferenz.

Dahlemer Diwan

von Anne Schirrmacher

Lange Sätze, eine Unmenge von Kommata, eine Handvoll von Punkten und Doppelpunkten, hier und da ein Gedankenstrich — und ganz selten mal ein Frage- oder Ausrufezeichen, am ehesten noch beim Vermerk ›(sic!)‹. Viele AVL-Studenten eignen sich einen etwas hochgestochenen Schreibstil an, und Klarheit wird aufgegeben zugunsten von beeindruckenden Formulierungen.

Für dieses Phänomen wirkt seit 1996 das Radioseminar an der AVL als ein gewisser Ausgleich. Denn eine der ersten Lektionen in dieser ansonsten inhaltlich sehr frei gestalteten Veranstaltung ist meistens der Hinweis auf ein »radiogenes Schreiben«: eine absolute Notwendigkeit zumindest für Sendebeiträge, die Informationen weitergeben sollen. Es geht um kurze Sätze, um einfache Strukturen, um Formulierungen, die gesprochener Sprache ähneln — kurz, um Texte, die man beim ersten Hören verstehen kann.

Dazu gehört auch das, was vielen teilnehmenden Studenten dann im Studio beim Einsprechen ihrer Texte größere Probleme bereitet: das Einsprechen der Texte. Viele haben damit zu kämpfen, daß langsames Lesen bei Nervosität gar nicht so einfach ist und Betonung in den eigenen Ohren wie Überbetonung klingt.

Das Seminar produziert dabei die Sendungen für den *Dahlemer Diwan*, der immer am zweiten Sonntag im Monat um 19 Uhr im uniRadio gesendet wird. Die Initiative zur Einrichtung des Radioseminars und der Sendung geht auf Professor Gert Mattenklott zurück. Das Seminar hatte über die Jahre verschiedene Leiter, die jeweils eigene Akzente gesetzt haben. Wichtig ist jedoch immer die Seminarrunde als Redaktionssitzung, in der die Beiträge in ihren verschiedenen Stadien der Fertigstellung vorgestellt und kommentiert werden.

Inhaltlich sind die Sendungen nur dadurch eingegrenzt, dass es sich beim *Dahlemer Diwan*

um ein Literaturmagazin handelt, wobei die Grenze zu einem Kulturmagazin fließend ist. Deshalb kommt es zu verschiedensten Formaten über die unterschiedlichsten Thematiken. Jeweils eine kleinere Gruppe ist für eine Sendung unter einem Oberthema verantwortlich, von den Beiträgen über die Moderation bis zu Aufnahme und Schnitt. Ob dabei jeder einen eigenen Beitrag schreibt oder gemeinsam ein größeres Ganzes entworfen wird, liegt in ihrer Hand. Hörspiele, Collagen, Klangexperimente, klassische informative Beiträge mit O-Tönen, Features, Interviews ... alles ist möglich. Als Thema werden oft Motive durch die Literaturgeschichte verfolgt, einzelne Epochen aufgegriffen, das aktuelle literarische Leben der Stadt Berlin unter die Lupe genommen.

Daß der Sendetermin doch immer schneller kommt, als man meint, sorgt für die für das Radio-genre typischen Produktionen in letzter Minute. Als das uniRadio-Studio sich noch in einer der Dahlemer Villen befand und nicht wie jetzt in den Räumen der Publizistik in Lankwitz, war auch Nacharbeit nicht unbekannt. Die Freiheit des *Dahlemer Diwans*, lange Beiträge und Mischformate zu teilweise exotischen Themen zu produzieren, ist sicher einmalig. Der Radio-Virus, erstmal erwischt, erweist sich als hartnäckig. Für viele AVLER, die inzwischen fest oder frei fürs Radio arbeiten, war der *Dahlemer Diwan* die erste aktive Begegnung mit dem Medium Radio. Die Tutorenstelle, die es in vielen Semestern gegeben hat, bietet Studierenden die Möglichkeit, ihre Beschäftigung mit dem Radio zu vertiefen und ihre praktischen und technischen Erfahrungen gleich an andere weiterzugeben.

Ob nun ein erstes Hineinschnuppern in den künftigen Beruf, oder ein einmaliges Ausprobieren: es bleibt die Erfahrung, aus der Auseinandersetzung mit Literatur eine andere Art von Text als die gewöhnliche Hausarbeit hervorzubringen und in Klang umzusetzen. Die nächsten Sendungen des *Dahlemer Diwans* jeweils um 19 Uhr: Sonntag, 8. Januar 2006; 12. Februar 2006; uniRadio Berlin: UKW-Frequenz 97,2 Mhz sowie im Berliner Kabelnetz auf 92,6 Mhz.

Forschung

Graduiertenkolleg »Praxis und Theorie des künstlerischen Schaffensprozesses«

von Philipp Mehne und Regine Strätling

Zu den Forschungsprojekten, mit denen das Peter Szondi-Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft kooperiert, zählte bis vor kurzem auch das von der DFG finanzierte Graduiertenkolleg »Praxis und Theorie des künstlerischen Schaffensprozesses« an der Universität der Künste Berlin. Von Institutsseite gehörte Gert Mattenklott zu den Professoren des Kollegs, in dem neben der Literaturwissenschaft auch die

Fachrichtungen Philosophie, Kunst-, Musik- und Erziehungswissenschaft und Garten- und Landschaftsarchitektur vertreten waren. Während der siebenjährigen Laufzeit waren mehrere Doktoranden des AVL-Instituts unter den Koordinatoren oder Stipendiaten, darunter Richard Grasshoff, Frank Hofmann, Christian Klein, Benjamin Meyer-Krahmer, Martin Peschken und Maria Zinfert sowie die Verfasser. Davon haben bisher vier ihre Arbeiten abgeschlossen.

Neben dem wöchentlichen Forschungscolloquium bot das Kolleg jeweils im Wintersemester eine Ringvorlesung an. Dazu kamen Tagungen und Symposien zu verschiedenen Aspekten des künstlerischen Schaffensprozesses: »Material im Prozess« (2001), »Momente im Prozess« (2003), das Symposium zur Ausstellungspraxis »Setzen, Stellen, Hängen« (2004) und zuletzt »Imagination und Invention« (2005) in Kooperation mit der Akademie der Künste, um nur einige zu nennen. Mehrere Publikationen sind aus diesen Veranstaltungen hervorgegangen; als fortlaufend erweiterte Internet-Publikation unterhält das Kolleg die Essay-Sammlung *Berliner Index. Essays zum künstlerischen Schaffensprozess*. Einen weiteren Schwerpunkt des Kollegs — der auch die für ein Graduiertenkolleg ungewöhnliche Ansiedlung an einer Kunsthochschule spiegelt — bildeten verschiedene öffentliche Gespräche mit Künstlern.

Was die Kollegs als Einrichtung allgemein, und dieses im Besonderen attraktiv macht(e), ist die Intensität der Diskussion in den Colloquien, in denen ein relativ kleiner Kreis von Kollegiaten mehreren Professoren unterschiedlicher Disziplinen seine Dissertationsprojekte vorstellen kann. Ein Verhältnis, das sich in anderen universitären Institutionen zumindest in den Geisteswissenschaften kaum findet. Die gute finanzielle Ausstattung bietet den Kollegiaten zudem große Freiräume, um Vorträge, Symposien oder Exkursionen zu organisieren. Dabei stellt die Interdisziplinarität, auch in der praktischen Erfahrung dieses Kollegs, eine — oft unterschätzte und nicht immer zu meisternde — Herausforderung dar.

Weitere Informationen unter: www.udk-berlin.de/?&cat_id=

H-Germanistik — die Mailingliste für literaturwissenschaftlichen Wissenstransfer

H-Germanistik existiert seit dem 25. Februar 2005 und versendet an Abonnenten der Liste täglich fachwissenschaftliche Informationen zur deutschsprachigen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, ergänzt durch Angebote zu einschlägigen komparatistischen, kulturwissenschaftlichen und interkulturellen Themen.

H-Germanistik bietet dem Fach die Möglichkeit, die Potentiale der elektronischen Kommunikation effektiv zu nutzen. Die von H-Germanistik bereitgestellten Informationen umfassen zur Zeit

Calls for Papers, Ankündigungen von Tagungen und Tagungsprogrammen, Vortragsreihen und Veranstaltungen, Job- und Stipendienangebote und Inhaltsverzeichnisse aktueller Zeitschriften. Dieses Angebot wird weiter ausgebaut und soll um Tagungsberichte, Rezensionen und Diskussionsforen erweitert werden. Die schnell anwachsende Zahl der Abonnenten und die weltweit positiven Reaktionen auf die Gründung von H-Germanistik zeigen, dass ein solches Angebot für das Fach der deutschen Philologie längst überfällig war.

Der Redaktionssitz von H-Germanistik befindet sich an der Freien Universität Berlin, mit Dr. Timo Günther ist in der Redaktion auch ein ehemaliger Student des Peter Szondi-Instituts für AVL vertreten.

Weitere relevante Informationen zu H-Germanistik sowie das Formular für die kostenlose Anmeldung finden sich im Internet unter <http://www.h-germanistik.de>. Da H-Germanistik auf die aktive Nutzung durch die Fachcommunity angewiesen ist, wird ausdrücklich um die Zusendung von Tagungsankündigungen, CFPS oder ähnlichen relevanten Informationen an die Adresse h-germanistik@h-net.msu.edu gebeten.

Neuerscheinungen

Hälfte des Lebens. Versuch über Hölderlins Poetik von Winfried Menninghaus

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts gelten Hölderlins Gedichte der Jahre 1801-1805 als sein »eigentliches Vermächtnis« — und der Dichter-Priester Pindar als ihr antikes Vorbild. Winfried Menninghaus' Studie entdeckt einen Komplex von Rhythmen, Themen und mythischen Horizonten, der ein bislang übersehenes (Anti-)Gravitationszentrum des gleichen Gedichtwerks darstellt und zu einer Revision des dominanten Hölderlin-Bildes zwingt. Die antike Referenz dafür ist die Dichterin Sappho. Sapphos Pathographie von erotischen Obsessionen, Trennungssituationen und Alternserfahrungen, so wird gezeigt, ist von herausragender Bedeutung für die Definition dessen, was seit Ende des 18. Jahrhunderts »lyrisch« heißt, und Hölderlin hat einen erheblichen Anteil an dieser Selbst-Definition von »Lyrik« aus seiner Beschäftigung mit der lesbischen Dichterin.

Leitfaden der gesamten Studie ist das berühmte Gedicht *Hälfte des Lebens*, nach dessen Veröffentlichung (1804) Hölderlin kein weiteres mehr selbst zum Druck gebracht hat. Die Studie integriert in die Analyse von Hölderlins materialer Arbeit an der Sprache die mythologischen Horizonte des Gedichts, Hölderlins Philosophie der »Schönheit« sowie zentrale Aspekte seiner Theorie der Dichtung.

Winfried Menninghaus' neues Buch zu Hölderlins Poetik ist bei Suhrkamp erschienen.

Musik für Flughäfen

Im Mai ist *Musik für Flughäfen. Kurze Texte* von Iris Hanika, Alumna des Peter Szondi-Instituts für AVL, in der edition suhrkamp erschienen. Im April 2006 wird, ebenfalls in der edition suhrkamp, *Die Wette auf das Unbewußte oder was Sie schon immer über Psychoanalyse wissen wollten* erscheinen. Dieses Buch schreibt Iris Hanika zusammen mit der Psychoanalytikerin Dr. Edith Seifert. Weitere Informationen unter: www.iris-hanika.de.

Victor Segalen

Diesen Herbst erschien *Victor Segalen, New York — San Francisco — Tahiti. Aus dem Reisetagebuch Oktober 1902–Januar 1903* in der Friedenauer Presse. Herausgegeben, übersetzt, mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen von Maria Zinfert, die 2002 bei Professor Mattenklott mit einer Dissertation zu den Romanen Victor Segalens promovierte.

Es handelt sich dabei um die erste deutsche Übersetzung von Auszügen aus Victor Segalens Notizen während seiner Polynesienreise, die posthum anlässlich seines 100. Geburtstags in Frankreich unter dem Titel *Journals des Îles* publiziert worden sind.

Impressum

Newsletter № 4 der Alumni-Vereinigung des Peter Szondi-Instituts für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Freien Universität Berlin e. V. ¶

Redaktion (und nicht namentlich gekennzeichnete Beiträge): Elisabeth Lack (Redaktionsschluß: 15. Dezember 2005). ¶

Layout und Satz: Bernhard Metz. ¶

Der Newsletter № 5 soll zu Beginn des kommenden Sommersemesters, im Mai 2006 erscheinen. Ihre Ideen, Anregungen und Informationen sind sehr willkommen. ¶

Die bisherigen Ausgaben des Newsletters sind auf der Internetseite des Vereins verfügbar: www.complit.fu-berlin.de/studienplaner/verein/vereinigung.html.

Freie Universität  **Berlin**

Alumni-Vereinigung des Peter Szondi-Instituts für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Freien Universität Berlin e. V.
Habelschwerdter Allee 45 • 14195 Berlin
tel & fax: ++49/30/838-55003
e-mail: avlumni@zedat.fu-berlin.de
<http://www.complit.fu-berlin.de>